

**J. SHERIDAN LE FANU**

IN EINEM DUNKLEN  
SPIEGEL

---

**FANTASTISCHE ERZÄHLUNGEN**

---

Aus dem Englischen übersetzt  
und mit einem Nachwort von Michael Siefener

**FESTA**

Die Reihe FESTA WEIRD FICTION  
wird herausgegeben von Andreas Fliedner

1. Auflage Februar 2023  
Copyright © dieser Ausgabe 2023  
by Festa Verlag GmbH, Leipzig  
Titelbild: [www.sabercore23art.com](http://www.sabercore23art.com)  
Vor- und Nachsatz: Timo Wuerz  
Alle Rechte vorbehalten

# INHALT

Grüner Tee	7
Der Plagegeist	63
Richter Harbottle	125
Das Zimmer im Dragon Volant	181
Carmilla	371
Nachwort	493

Diese Erzählungen sind Brinsley Homan, Esq. von  
seinem alten Freunde mit tiefer Zuneigung gewidmet.

Der Autor

# GRÜNER TEE

## Prolog

### Martin Hesselius, der deutsche Arzt

Obwohl ich eine eingehende Ausbildung in Medizin und Chirurgie erhielt, habe ich nie praktiziert. Dennoch interessiert mich beides weiterhin sehr. Weder aus Faulheit noch aus einer Laune heraus habe ich den ehrenwerten Beruf aufgegeben, den ich gerade erst ergriffen hatte. Der Grund war vielmehr ein geringfügiger Schnitt mit einem Seziermesser. Diese Geringfügigkeit hatte den Verlust von zwei Fingern zur Folge, die unverzüglich amputiert werden mussten, und den noch schmerzhafteren Verlust meiner Gesundheit, denn seitdem habe ich mich nie wieder wirklich wohlgefühlt und nur selten zwölf Monate am selben Ort verbracht.

Auf meinen Streifzügen begegnete ich Dr. Martin Hesselius, einem Wanderer wie ich selbst und ebenfalls Arzt mit Leib und Seele. Im Gegensatz zu meinen waren seine Streifzüge jedoch freiwilliger Natur, und auch wenn er kein Vermögen besaß, zumindest nicht nach unseren englischen Maßstäben, so lebte er doch in »auskömmlichen Verhältnissen«, wie es unsere Vorväter ausgedrückt hätten. Er war bereits ein betagter Mann, als ich ihm begegnete, fast 35 Jahre älter als ich.

In Dr. Martin Hesselius fand ich meinen Meister. Sein Wissen war gewaltig, und er begriff jeden Fall intuitiv. Er war genau der richtige Mann, der einen jungen Enthusiasten wie mich mit Ehrfurcht und Begeisterung erfüllen konnte. Meine Bewunderung für ihn hat die Zeit überdauert und auch die Trennung überwunden, die sein Tod verursachte, denn sie beruht auf guten Gründen.

Fast 20 Jahre diente ich ihm als sachkundiger Sekretär. Seine gewaltige Sammlung von Papieren und Unterlagen hat er mir vermacht, damit ich sie ordne, mit Registern versehe und binden lasse. Einige seiner Fälle behandelt er auf eine merkwürdige Weise, indem er zwei deutlich voneinander getrennte Perspektiven einnimmt. Er beschreibt zunächst das, was er sah und hörte, so, wie ein kluger Laie es getan hätte, und sobald er den Patienten entweder durch seine eigene Praxistür ins Licht des Tages oder durch das Tor der Finsternis zu den Kavernen der Toten entlassen hat, greift er die Beschreibung des Falles noch einmal auf und widmet sich unter Zuhilfenahme der Begriffe seiner Kunst mit aller Kraft und Originalität eines Genies der Diagnose und Analyse des Falls.

Hier und da stoße ich in seinen Unterlagen auf einen Fall, der einen Laien möglicherweise auf eine ganz andere Weise als den Experten zu unterhalten oder zu entsetzen vermag. Den folgenden Bericht habe ich mit winzigen Verbesserungen, die hauptsächlich sprachlicher Art sind, und unter Änderung der Namen aller Beteiligten aus den Dokumenten kopiert. Der Erzähler ist Dr. Martin Hesselius persönlich, und der Text gehört zu den umfangreichen Fallberichten,

die er während einer Reise durch England vor 64 Jahren anlegte.

Die Ereignisse werden in einer Reihe von Briefen an seinen Freund, den Professor van Loo aus Leiden, mitgeteilt. Der Professor war kein Arzt, sondern Chemiker, hielt gleichzeitig Vorlesungen über Geschichte, Metaphysik und Medizin und hatte seinerzeit sogar ein Theaterstück geschrieben.

Daher sind die folgenden Schilderungen als medizinischer Bericht weniger wertvoll, da sie notwendigerweise in einer Form verfasst wurden, die auch einen nicht fachkundigen Leser anspricht.

Aus einer beigefügten Mitteilung geht hervor, dass die Briefe nach dem Tod des Professors im Jahre 1819 an Dr. Hesselius zurückgegeben wurden. Einige sind auf Englisch, andere auf Französisch, der größte Teil aber auf Deutsch geschrieben. Ich bin ein gewissenhafter, aber keineswegs eleganter Übersetzer, und auch wenn ich hier und da einige Abschnitte ausgelassen und andere gekürzt sowie die Namen verschleiert habe, kann ich doch versichern, dass ich nichts hinzugefügt habe.

## I.

### **Dr. Hesselius berichtet, wie er den Reverend Mr. Jennings kennenlernte**

Der Reverend Mr. Jennings ist groß und hager. Er ist mittleren Alters und kleidet sich adrett, altmodisch und mit der Gewissenhaftigkeit eines Geistlichen der anglikanischen Hochkirche. Natürlich gibt er sich ein

wenig würdevoll, aber überhaupt nicht steif. Seine Gesichtszüge sind nicht wirklich schön, doch wohlgeformt und drücken Freundlichkeit, aber auch Schüchternheit aus.

Ich begegnete ihm eines Abends bei Lady Mary Heyduke. Das Wohlwollen und die Bescheidenheit, die seine Miene zum Ausdruck bringt, sind außerordentlich einnehmend.

Wir waren eine kleine Gruppe und er ein angenehmer Gesprächsteilnehmer. Er scheint lieber zuzuhören als selbst etwas zur Unterhaltung beizutragen, aber was er sagt, ist stets passend und gut formuliert. Er ist einer der Lieblinge von Lady Mary, und es hat den Anschein, dass sie ihn wegen vieler Dinge um Rat fragt und ihn für den glücklichsten und gottseligsten Menschen auf Erden hält. Sie kennt ihn wahrlich nicht gut.

Der Reverend Jennings ist Junggeselle und besitzt angeblich 60.000 Pfund in Staatsanleihen. Er ist ein wohlthätiger Mensch. Ihm liegt viel daran, aktiv in seinem ehrwürdigen Berufsstand zu arbeiten. Aber obwohl es ihm anderswo zumeist recht gut geht, verlässt ihn seine Gesundheit, sobald er seine Pfarrei in Warwickshire aufsucht und dort den Pflichten seiner geheiligten Berufung nachgehen will. Und dies geschieht laut Lady Mary auf recht merkwürdige Weise.

Mr. Jennings' Gesundheit bricht offenbar hin und wieder plötzlich auf eine – allgemein gesprochen – seltsame Weise zusammen, manchmal sogar während des Gottesdienstes in seiner alten, hübschen Kirche in Kenlis. Es könnte an seinem Herzen oder vielleicht



an seinem Hirn liegen. Drei- oder viermal, oder sogar öfter, hielt er nach einem Teil der Messe plötzlich inne und war nach einer gewissen Zeit des Schweigens offensichtlich nicht mehr in der Lage fortzufahren. Stattdessen richtete er Hände und Blick gen Himmel, murmelte ein einsames, nicht hörbares Gebet, um dann, bleich wie der Tod, erregt von seltsamem Grauen und vor tiefster Scham zitternd von der Kanzel zu steigen und sich in die Sakristei zu begeben, während er seine Gemeinde ohne eine Erklärung sich selbst überließ. Dies geschah stets, wenn sein Vikar abwesend war. Wenn er sich nach Kenlis begibt, sorgt er inzwischen dafür, dass ein weiterer Geistlicher zur Stelle ist und seinen Platz einnehmen kann, falls er plötzlich wieder unpässlich werden sollte.

Wenn Mr. Jennings nach einem solchen Zusammenbruch sein Pfarrhaus verlässt und nach London zurückkehrt, wo er in einer düsteren Straße unweit von Piccadilly ein sehr schmales Haus bewohnt, fühlt er sich nach der Aussage von Lady Mary stets wieder vollkommen gesund. Ich hege meine eigene Meinung darüber. Natürlich gibt es Abstufungen in seinen Symptomen. Wir werden sehen.

Mr. Jennings ist ein vollkommener Gentleman. Aber es fällt etwas Seltsames an ihm auf. Der Eindruck, den er hinterlässt, ist ein wenig zwiespältig. Dazu trägt etwas bei, das die Leute entweder schnell wieder vergessen oder nur undeutlich wahrnehmen. Jedoch mir ist es fast sofort aufgefallen. Mr. Jennings besitzt die Angewohnheit, seitlich auf den Teppich hinunterzublicken, als ob sich dort etwas bewegen würde. Natürlich tut er dies nicht immer. Es geschieht

nur hin und wieder. Aber es kommt doch so oft vor, dass es seinem Betragen eine gewisse Merkwürdigkeit verleiht, und in seinem Blick, der über den Boden huscht, liegt etwas sowohl Scheues als auch Ängstliches.

Ein Medizinphilosoph, wie Sie mich freundlich nennen, der seine Theorien mithilfe von selbst ausgewählten Fällen ausarbeitet und genug Zeit zur Verfügung hat, genau hinzuschauen, kann viel gründlicher vorgehen, als es dem einfachen Arzt möglich ist. Er gewöhnt sich unmerklich an, unablässig – und auf eine Art, die manche zudringlich nennen würden – jeden zu beobachten, der auch nur den geringsten Eindruck erweckt, er könne der Aufmerksamkeit lohnen.

Einen solchen Eindruck erregte bei mir der schlanke, schüchterne, freundliche, aber zurückhaltende Gentleman, auf den ich zum ersten Mal bei jener angenehmen abendlichen Gesellschaft traf. Natürlich beobachtete ich mehr, als ich hier niedergeschrieben habe, aber alles, was das rein medizinische Fach berührt, werde ich mir für einen wissenschaftlichen Artikel aufsparen.

Ich möchte anmerken, dass ich, wenn ich hier von der Wissenschaft der Medizin spreche, diese in einem viel umfassenderen Sinne verstanden wissen will, als die übliche materialistische Sichtweise zugesteht, und ich hoffe, dass sie eines Tages allgemein so gesehen wird. Ich glaube, die gesamte natürliche Welt ist nur der höchste Ausdruck jener spirituellen Welt, aus der heraus – und in der allein – sie existiert. Ich glaube, dass das Wesen des Menschen geistiger Natur ist und dass dieser Geist eine geordnete Substanz ist, die aber

in materieller Hinsicht so unterschiedlich von dem ist, was wir gemeinhin als Materie bezeichnen, wie das Licht oder die Elektrizität – dass der materielle Körper im wortwörtlichen Sinne ein Gewand ist und der Tod daher keine Unterbrechung der Existenz des Menschen, sondern nur eine Loslösung vom natürlichen Körper darstellt. Es ist ein Prozess, der in dem Augenblick beginnt, den wir »Tod« nennen, und der sich schon ein paar Tage später in der Auferstehung »als Kraft« vollendet.

Derjenige, der die Auswirkungen dieser Annahmen abwägt, wird vermutlich ihre Bedeutung für die praktische Medizin erkennen. Doch hier ist keinesfalls der richtige Ort, die Beweise für diese allzu unbekanntenen Tatsachen aufzuzeigen und die Konsequenzen daraus zu erörtern.

Wie es meine Angewohnheit ist, beobachtete ich Mr. Jennings heimlich und mit aller Vorsicht – ich glaube, er hat es trotzdem bemerkt –, und dabei fiel mir auf, dass er mich genauso vorsichtig beobachtete. Nachdem mich Lady Mary einmal als »Dr. Hesselius« angesprochen hatte, sah ich, dass er mich noch eindringlicher musterte und für einige Minuten sehr nachdenklich wirkte.

Während ich mich danach mit einem Gentleman am anderen Ende des Raumes unterhielt, bemerkte ich, wie er mich mit einem ruhigen Interesse ansah, das ich zu verstehen glaubte. Ich beobachtete, dass er die Gelegenheit ergriff, mit Lady Mary zu plaudern, und war mir sicher – wie man es in solchen Situationen immer ist –, dass ich den Gegenstand dieser Unterhaltung bildete.

Bald darauf kam der hochgewachsene Geistliche auf mich zu, und nach kurzer Zeit waren wir ins Gespräch vertieft. Wenn zwei Menschen, die gern lesen und reisen und viele Bücher und Orte kennen, sich miteinander unterhalten wollen, wäre es sehr merkwürdig, wenn sie keinen Gesprächsstoff fänden. Es war kein Zufall, der ihn in meine Gegenwart führte. Er war des Deutschen mächtig und hatte meine *Abhandlungen über die metaphysische Medizin* gelesen, die mehr andeuten, als sie tatsächlich mitteilen.

Dieser höfliche, sanfte, scheue Mann, der offensichtlich sehr gebildet und belesen war und der sich zwar unter uns bewegte, aber nicht ganz zu uns gehörte, führte meiner Vermutung nach ein Leben, dessen Umstände und Ängste er sorgfältig verbarg. Er zeigte eine undurchdringliche Zurückhaltung, nicht nur der Welt, sondern auch seinen besten Freunden gegenüber, und doch wog er nun sorgfältig ab, ob er gewisse Schritte auf mich zu machen sollte.

Ich drang in seine Gedanken ein, ohne dass er es bemerkt hätte, und bemühte mich, nichts zu sagen, was seiner feinnervigen Wachsamkeit meinen Verdacht hinsichtlich seiner Lage oder meine Vermutungen über seine Absichten mit mir hätte verraten können.

Für eine Weile plauderten wir über die verschiedensten Themen, aber schließlich sagte er: »Ich interessiere mich sehr für einige Ihrer Arbeiten, Dr. Hesselius, in denen Sie das behandeln, was Sie als metaphysische Medizin bezeichnen. Ich habe sie vor zehn oder zwölf Jahren auf Deutsch gelesen – sind sie je übersetzt worden?«

»Nein, gewiss nicht, denn das wäre mir nicht entgangen. Bestimmt hätte man mich um Erlaubnis gefragt.«

»Ich habe vor einigen Monaten den Verleger gebeten, mir das Buch im deutschen Original zu besorgen, aber mir wurde mitgeteilt, es sei vergriffen.«

»Das stimmt; das ist es schon seit ein paar Jahren. Aber es schmeichelt mir als Autor, dass Sie dieses kleine Buch nicht vergessen haben«, fügte ich mit einem Lachen hinzu. »Zehn oder zwölf Jahre sind eine lange Zeit, in der es Ihnen gelungen ist, ohne es auszukommen. Aber ich vermute, dass Sie immer wieder über das Thema nachgedacht haben – oder es ist in der letzten Zeit etwas geschehen, das Ihr Interesse daran wiederbelebt hat.«

Bei dieser Bemerkung, die von einem fragenden Blick meinerseits begleitet wurde, wurde Mr. Jennings verlegen wie eine junge Dame, die plötzlich errötet und recht unbeholfen wirkt. Er senkte den Blick, faltete unbehaglich die Hände und schien einen Augenblick lang verwirrt und fast schuldbewusst.

Ich half ihm auf die bestmögliche Art aus dieser Verlegenheit, indem ich so tat, als hätte ich sie nicht bemerkt, und fuhr einfach fort: »Es kommt oft vor, dass mein Interesse an einem Thema irgendwann neu erwacht. Ein Buch deutet auf ein anderes hin, dem ich dann 20 Jahre lang erfolglos nachjage. Aber wenn Sie noch immer ein Exemplar haben möchten, werde ich Ihnen sehr gern eines zukommen lassen. Ich besitze noch zwei oder drei, und wenn Sie mir erlauben, Ihnen eines davon zu schenken, würde ich mich sehr geehrt fühlen.«

»Sie sind wirklich sehr gütig«, sagte er. Jetzt wirkte er wieder entspannt und fügte kurz darauf hinzu: »Ich wäre beinahe verzweifelt. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll.«

»Das ist doch nicht der Rede wert. Es ist ein so wertloses Buch, dass ich mich schäme, es Ihnen angeboten zu haben, und wenn Sie mir noch einmal dafür danken, werde ich es in einem Anfall von Bescheidenheit ins Feuer werfen.«

Mr. Jennings lachte. Er fragte, wo ich in London wohnte, und nach einer weiteren kurzen Unterhaltung über dies und das verabschiedete er sich.

## II.

### **Der Doktor befragt Lady Mary, und sie antwortet ihm**

»Ich mag Ihren Pfarrer wirklich sehr, Lady Mary«, sagte ich, sobald er gegangen war. »Er ist belesen, weit gereist und tief sinnig, und da ihm auch das Leid nicht unbekannt ist, sollte er den perfekten Gefährten abgeben.«

»Das ist er, und – besser noch – er ist ein wirklich guter Mensch«, sagte sie. »Sein Rat ist für mich von unschätzbarem Wert, was meine Schulen und meine kleinen Unternehmungen in Dawlbridge angeht. Zudem ist er äußerst gewissenhaft und bemüht sich so sehr – Sie haben keine Ahnung, wie sehr –, wenn er glaubt, behilflich sein zu können. Er ist so gutmütig und empfindsam.«

»Es ist schön, so viel Gutes über seine nachbarlichen Tugenden zu hören. Ich kann nur bestätigen, dass er ein

umgänglicher und freundlicher Gesprächspartner ist. Überdies glaube ich, noch zwei oder drei Dinge über ihn herausgefunden zu haben.«

»Wirklich?«

»Erstens: Er ist unverheiratet.«

»Ja, das stimmt. Fahren Sie fort.«

»Er schreibt an einem Buch – das heißt, er *hat* an einem Buch geschrieben –, aber seit zwei oder drei Jahren ruht die Arbeit daran. Es handelt sich um ein Werk mit einem eher abstrakten, vermutlich theologischen Thema.«

»Nun, er hat tatsächlich an einem Buch geschrieben, wie Sie richtig erkannt haben. Ich bin mir nicht sicher, worum es dabei geht, denn es war nichts, was mich interessierte. Vermutlich haben Sie recht, was das Thema angeht, und ich glaube wirklich, dass er mit der Arbeit daran aufgehört hat, wie Sie sagen – ja.«

»Und obwohl er heute Abend hier ein wenig Kaffee getrunken hat, ist er doch eigentlich Teetrinker – zumindest war er das –, und zwar ein unmäßiger.«

»Ja, das ist in der Tat richtig.«

»Er hat grünen Tee getrunken – in großen Mengen, nicht wahr?«, setzte ich nach.

»Also, das ist sehr merkwürdig! Der grüne Tee ist ein Thema, über das wir früher oft beinahe in Streit geraten wären.«

»Aber er hat ihn aufgegeben«, sagte ich.

»Das hat er.«

»Und nun kommt noch eine weitere Tatsache. Kannten Sie seine Mutter oder seinen Vater?«

»Ja, beide. Sein Vater ist erst vor zehn Jahren gestorben, und die Eltern haben in der Nähe von

Dawlbridge gewohnt. Wir haben sie sehr gut gekannt«, antwortete sie.

»Nun, entweder seine Mutter oder sein Vater – ich vermute eher, dass es sein Vater war – hat einmal einen Geist gesehen«, sagte ich.

»Also, Sie sind wirklich ein Zauberer, Dr. Hesselius.«

»Ob Zauberer oder nicht: Habe ich recht?«, meinte ich gut gelaunt.

»Das haben Sie allerdings, und es war tatsächlich sein Vater. Er war ein stiller, launischer Mann und pflegte meinen Vater mit seinen Träumen zu langweilen. Irgendwann hat er ihm eine Geschichte über einen Geist erzählt, den er gesehen und mit dem er gesprochen hatte – eine wirklich seltsame Geschichte. Ich erinnere mich gut daran, weil ich so große Angst vor ihm hatte. Die Geschichte ereignete sich sehr lange vor seinem Tod – ich war damals noch ein kleines Kind. Er war immer so still und trübselig, und manchmal besuchte er uns in der Abenddämmerung, wenn ich allein im Wohnzimmer war, und dann stellte ich mir vor, dass Geister um ihn herumschwebten.«

Ich lächelte und nickte.

»Und nun, da ich meinen Ruf als Zauberer gefestigt habe, muss ich Ihnen leider eine gute Nacht wünschen«, sagte ich.

»Aber wie haben Sie das alles herausgefunden?«

»Natürlich durch die Sterne, wie es die Zigeuner tun«, antwortete ich, und so verabschiedeten wir uns fröhlich voneinander.

Am nächsten Morgen schickte ich das kleine Buch, nach dem Mr. Jennings gefragt hatte, mitsamt einer kurzen Notiz an ihn, und als ich spät an jenem Abend



nach Hause zurückkehrte, erfuhr ich, dass er mich hatte aufsuchen wollen und seine Visitenkarte hinterlassen hatte. Er hatte gefragt, ob ich zu Hause sei und zu welcher Zeit er mich am wahrscheinlichsten antreffe.

Beabsichtigt er, mir seinen Fall darzulegen und meinen »professionellen Rat« einzuholen? Ich habe bereits eine Theorie über ihn entwickelt. Sie wird von Lady Marys Antworten auf jene Fragen gestützt, die ich ihr kurz vor meinem Aufbruch gestellt habe. Und nun würde ich sie gern von ihm selbst bestätigt wissen. Aber was kann ich tun, um ihn zum Reden bringen, ohne die guten Manieren zu verletzen? Nichts. Ich glaube, er denkt selbst schon darüber nach. Wie dem auch sei, mein lieber van L., ich werde mich nicht unzugänglich zeigen. Morgen werde ich seinen Besuch erwidern. Es entspricht nur den Regeln des Anstands, ihn zum Dank für seine Höflichkeit aufzusuchen. Vielleicht ergibt sich etwas daraus. Ob es viel, wenig oder gar nichts sein wird, werde ich Ihnen berichten, mein lieber van L.

### III.

#### **Dr. Hesselius schnappt etwas in lateinischen Büchern auf**

Nun, ich bin in der Blank Street vorstellig geworden.

Als ich an der Tür nach ihm fragte, erfuhr ich von seinem Diener, dass Mr. Jennings ein außerordentlich wichtiges Gespräch mit einem Geistlichen aus Kenlis, seiner Pfarrei auf dem Lande, führe. Da ich mir das

Privileg erhalten wollte, ihn abermals aufzusuchen, deutete ich an, dass ich ein andermal wiederkommen werde. Ich hatte mich schon zum Gehen gewandt, als der Diener mich um Entschuldigung bat und, nachdem er mich aufmerksamer betrachtet hatte, wie es wohl-erzogene Personen seines Berufsstandes üblicherweise zu tun pflegen, fragte, ob ich vielleicht Dr. Hesselius sei. Als ich bejahte, sagte er: »Dann würden Sie, Sir, es mir möglicherweise doch erlauben, Mr. Jennings Ihr Eintreffen zu melden, denn ich bin sicher, dass er Sie zu sprechen wünscht.«

Der Diener kehrte schon sehr bald mit einer Botschaft von Mr. Jennings zurück. Ich solle mich in sein Arbeitszimmer begeben, das so etwas wie sein zweites Wohnzimmer sei; er werde mir in wenigen Minuten Gesellschaft leisten.

Es handelte sich wahrlich um ein Arbeitszimmer – fast um eine Bibliothek. Der Raum hatte eine hohe Decke und zwei schmale Fenster mit üppigen, dunklen Vorhängen. Er war weitaus größer, als ich erwartet hatte, und alle Wände waren vom Boden bis zur Decke mit Büchern bedeckt. Der obere Teppich – es fühlte sich für mich so an, als lägen zwei oder drei übereinander – war ein Perser. Meine Schritte verursachten nicht den geringsten Laut. Durch die vorstehenden Bücherregale wurde der Eindruck erweckt, als befänden sich die Fenster in tiefen Nischen. Daher wirkte das Zimmer, das außerordentlich gemütlich und sogar luxuriös war, sehr düster, und aufgrund der vollkommenen Stille herrschte eine bedrückende Atmosphäre. Doch vielleicht war dies eine Empfindung, die ich meinen vorgefassten Meinungen zuzuschreiben hatte. Mein Verstand hatte spezielle

Vorstellungen mit Mr. Jennings verbunden. Ich hatte diesen vollkommen stillen Raum, dieses sehr stille Haus, mit einer absonderlichen Vorahnung betreten, und seine Dunkelheit sowie die ernste und feierliche Anmutung der Bücher, die mit Ausnahme von zwei schmalen Spiegeln überall standen, bestärkten meine trüben Gefühle.

Während ich auf Mr. Jennings wartete, vertrieb ich mir die Zeit damit, in einige der Bücher zu schauen, mit denen die Regale beladen waren. Nicht zwischen diesen, sondern unmittelbar unter ihnen auf dem Fußboden, mit den Rücken nach oben, stieß ich auf eine vollständige Ausgabe von Swedenborgs *Arcana Caelestia* im lateinischen Original. Es handelte sich um vorzüglich erhaltene Folianten, deren Einbände in der eleganten Art gehalten waren, die üblicherweise theologischen Werken vorbehalten ist: feinstes Leder, Goldprägung und Rotschnitt. In einigen Bänden steckten Lesezeichen aus Papier. Ich hob sie auf und trug einen nach dem anderen zum Tisch. Dort öffnete ich sie an den Stellen, an denen die Lesezeichen steckten, und las in der feierlichen lateinischen Ausdrucksweise eine Reihe von Sätzen, die am Rand mit Bleistift markiert worden waren. Von diesen teile ich hier einige in Übersetzung mit:

»Wenn das innere Auge des Menschen, das jenes seines Geistes ist, geöffnet wurde, erscheinen vor ihm Dinge aus einem anderen Leben, die dem rein körperlichen Blick nicht sichtbar gemacht werden können.«

»Das innere Auge hat mir Dinge zu sehen gewährt, die sich im jenseitigen Leben befinden, und ich habe

sie deutlicher gesehen als alles, was in der Welt existiert. Aus diesen Überlegungen wird ersichtlich, dass der Blick auf das Äußere vom Blick auf das Innere abhängt, und dieser von einem Blick, der noch tiefer ins Innere reicht, und so weiter.«

»Jedem Menschen sind mindestens zwei böse Geister zur Seite gestellt.«

»Die bösen Geister sind durchaus einer flüssigen Sprache mächtig, aber sie klingt harsch und knarrend. Auch existiert unter ihnen eine andere Sprache, die nicht fließend ist und in welcher abweichende Denkweisen als etwas wahrgenommen werden, das heimlich in ihr mittreibt.«

»Die bösen Geister, die sich zu den Menschen gesellen, stammen wahrhaft aus der Hölle, aber wenn sie bei den Menschen sind, weilen sie nicht in der Hölle, sondern wurden von dort herausgenommen. Der Ort, an dem sie sich dann befinden, liegt in der Mitte zwischen Himmel und Hölle und wird *Die Welt der Geister* genannt. Wenn sich die bösen Geister, die bei den Menschen sind, in dieser Welt aufhalten, sind sie keinerlei höllischer Qual unterworfen, sondern leben in jedem Gedanken und jedem guten Gefühl dieses Menschen und daher in allem, was er genießt. Aber wenn sie in die Hölle zurückgeschickt werden, nehmen sie wieder ihren früheren Zustand an.«

»Wenn die bösen Geister erkennen könnten, dass sie mit einem Menschen verbunden und doch von ihm getrennt sind, und wenn sie in die Organe seines Körpers strömen könnten, würden sie durch tausend Mittel versuchen, ihn zu vernichten, denn sie hassen den Menschen mit einem wahrhaft tödlichen Hass.«

»Da sie aber wussten, dass ich ein Mensch aus Fleisch und Blut bin, versuchten sie beständig, mich zu vernichten – nicht nur den Körper, sondern vor allem die Seele, denn einen Menschen oder einen Geist zu vernichten ist die größte Freude allen Lebens, das in der Hölle weilt, doch ich werde beständig vom Herrn beschützt. Daher wird deutlich, wie gefährlich es für einen Menschen ist, mit Geistern zusammenzuleben, es sei denn, er ist standhaft im Glauben.«

»Nichts wird sorgsamer vor den Geister-Gefährten verborgen als die Tatsache, dass sie sich mit einem Menschen verbunden haben, denn wenn sie es wüssten, würden sie zu ihm sprechen, um ihn so zu vernichten.«

»Die Freude der Hölle besteht darin, dem Menschen Böses anzutun und seinen ewigen Untergang zu beschleunigen.«

Eine lange Anmerkung, mit einem sehr spitzen und feinen Bleistift in der säuberlichen Schrift von Mr. Jennings auf den unteren weißen Rand der Seite geschrieben, erregte meine Aufmerksamkeit. In Erwartung eines gelehrten Kommentars zu dem Text las ich ein oder zwei Worte, hielt dann aber inne, denn es war etwas ganz anderes und begann mit diesen Worten: *Deus misereatur mei* – »möge Gott Mitleid mit mir haben«. Da es sich offensichtlich um eine persönliche Anmerkung handelte, wandte ich den Blick ab, klappte das Buch zu und legte alle Bände dorthin zurück, wo ich sie gefunden hatte – alle bis auf einen, der mich besonders interessierte und der mich so gefangen nahm, dass ich die Außenwelt nicht mehr wahrnahm und völlig vergaß, wo ich mich befand, wie es bei

gelehrten und einzelgängerischen Menschen so oft vorkommt.

Ich las gerade einige Seiten über »Abgesandte« und »Korrespondenzen«, wie sie in Swedenborgs Fachsprache heißen, und stieß dabei auf eine Passage, in der ausgeführt wurde, dass die bösen Geister, wenn sie von anderen Augen als denen ihrer höllischen Genossen erblickt werden, sich oft »in Korrespondenz« in Gestalt eines Tieres (»fera«) zeigen, welches ihre persönlichen Gelüste und ihre besondere Art auf grässliche und scheußliche Weise verkörpert. Es handelt sich um eine lange Passage, in der eine große Zahl solcher bestialischer Erscheinungsformen aufgezählt und beschrieben wird.

#### IV.

#### Vier Augen lesen die Passage

Ich fuhr mit meiner Bleistifthülle unter der Zeile entlang, während ich sie las, und plötzlich brachte mich etwas dazu, den Blick zu heben.

Unmittelbar vor mir befand sich einer der bereits erwähnten Spiegel, und in ihm sah ich das Abbild meines Freundes Mr. Jennings, der sich über meine Schulter beugte und die gleiche Passage las, mit der ich mich gerade beschäftigte. Seine Miene war so düster und wild, dass ich ihn kaum wiedererkannte.

Ich drehte mich um und erhob mich. Er richtete sich auf, lachte bemüht und sagte: »Bei meinem Eintreten habe ich Sie gefragt, wie es Ihnen geht, aber es ist mir nicht gelungen, Sie von Ihrer Lektüre loszureißen.

Ich konnte meine Neugier nicht bezwingen und habe Ihnen über die Schulter geschaut, was unverschämt von mir war. Gewiss lesen Sie diese Seiten nicht zum ersten Mal. Zweifellos haben Sie sich schon vor langer Zeit mit Swedenborg beschäftigt?«

»Allerdings! Ich verdanke Swedenborg eine Menge. Sie werden seine Spuren in dem Büchlein über die metaphysische Medizin entdecken, an das Sie sich so freundlich erinnert haben.«

Auch wenn mein Freund sich um Fröhlichkeit bemühte, konnte ich erkennen, dass er innerlich sehr aufgewühlt war, was sich an einer leichten Röte auf seinem Gesicht zeigte.

»Dazu wäre ich wohl noch nicht in der Lage, denn bisher kenne ich nur wenig von Swedenborg. Ich besitze diese Bücher erst seit zwei Wochen«, erwiderte er, »und ich habe den Eindruck, dass sie einen einsamen Menschen sehr beunruhigen können – zumindest wenn ich von dem wenigen ausgehe, was ich bisher gelesen habe. Aber ich will nicht behaupten, dass das bei mir der Fall ist«, sagte er mit einem Lachen, »und ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihr Buch. Ich hoffe, Sie haben meine Nachricht erhalten?«

Ich bejahte und wies seinen Dank bescheiden zurück.

»Ich habe nie zuvor ein Buch gelesen, dem ich so vollkommen zustimme wie dem Ihren«, fuhr er fort. »Ich habe sofort bemerkt, dass mehr darin steckt, als auf den ersten Blick deutlich wird. Kennen Sie Dr. Harley?«, fragte er recht unvermittelt.

Beiläufig erlaubt sich der Herausgeber anzumerken, dass der hier genannte Arzt einer der berühmtesten war, die je in England praktiziert haben.

Natürlich hatte ich von ihm gehört. Ich hatte ihm sogar mehrfach geschrieben und von ihm große Freundlichkeit und beträchtliche Hilfe während meines Aufenthalts in England erfahren.

»Ich halte diesen Mann für einen der größten Narren, denen ich in meinem Leben je begegnet bin«, sagte Mr. Jennings.

Dies war das erste Mal, dass ich ihn eine scharfe Bemerkung über jemanden machen hörte, und eine derartige Bezeichnung für eine so hoch angesehene Persönlichkeit verwirrte mich ein wenig.

»Wirklich? In welcher Hinsicht denn?«, fragte ich.

»In beruflicher«, antwortete er.

Ich lächelte.

»Ich meine damit«, sagte er, »dass er mir halb blind zu sein scheint – das heißt, dass die eine Seite von allem, was er betrachtet, dunkel und der ganze Rest übernatürlich hell und lebendig ist. Und das Schlimmste ist, dass er sich anscheinend *absichtlich* blind macht. Ich bringe ihn nicht dazu, dass ... Ich will sagen, er will nicht ... Ich habe einige Erfahrung mit ihm als Arzt, aber in dieser Hinsicht erscheint er mir nicht besser als ein Paralytiker oder ein Mensch mit halb totem Verstand. Ich werde Ihnen ... Ja, ich werde Ihnen beizeiten alles darüber berichten«, sagte er recht aufgeregt. »Sie bleiben noch einige Monate in England. Würden Sie mir erlauben, Sie mit einem Brief zu belästigen, wenn ich während Ihres Aufenthalts für eine Weile die Stadt verlassen muss?«

»Ich würde mich darüber freuen«, versicherte ich ihm.

»Das ist sehr zuvorkommend von Ihnen. Ich bin über alle Maßen unzufrieden mit Harley.«



»Er neigt ein wenig der materialistischen Schule zu«, sagte ich.

»Er ist ein reiner Materialist«, berichtigte er mich. »Sie können sich nicht vorstellen, wie das jemanden belastet, der es besser weiß. Bitte sagen Sie niemandem – keinem meiner Freunde, die Sie kennen –, dass ich ein Hypochonder bin. Niemand – nicht einmal Lady Mary – weiß, dass ich Dr. Harley oder sonst einen Arzt aufgesucht habe. Also erwähnen Sie es bitte nirgendwo. Ich wäre froh, Ihnen schreiben zu dürfen, wenn ich das Gefühl habe, dass ein Anfall bevorsteht, oder mit Ihnen reden zu dürfen, falls ich in der Stadt sein sollte.«

Nun war ich voller Mutmaßungen und hatte wohl meinen Blick ernst und fest auf ihn gerichtet, denn er senkte den seinen für einen Moment und sagte: »Sie sind der Meinung, dass ich Ihnen genauso gut schon jetzt alles berichten könnte, damit Sie sich nicht in Vermutungen verlieren. Aber es hat keinen Zweck zu spekulieren. Selbst wenn Sie den ganzen Rest Ihres Lebens darüber nachdenken, werden Sie es nie erraten ...«

Er schüttelte den Kopf und lächelte, und über den winterlichen Sonnenschein seiner Miene legte sich plötzlich eine schwarze Wolke. Er atmete durch seine zusammengebissenen Zähne ein, wie es Menschen bei großen Schmerzen zu tun pflegen.

»Es tut mir natürlich leid zu hören, dass es Ihnen widerstrebt, einen Arzt zu konsultieren, aber Sie können über mich verfügen, wann und wie es Ihnen beliebt, und ich muss Ihnen wohl nicht erst versichern, dass mir Ihr Vertrauen heilig ist.«

Dann redete er auf recht fröhliche Weise von anderen Dingen, und nach einer Weile verabschiedete ich mich von ihm.

## V.

### **Dr. Hesselius wird nach Richmond gerufen**

Wir trennten uns mit heiteren Worten, doch er war genauso wenig heiter gestimmt wie ich selbst. Das menschliche Gesicht – jene mächtige Verkörperung des Geistes – kann Ausdrücke annehmen, die mich immer wieder zutiefst beunruhigen, auch wenn ich sie schon oft gesehen habe und den professionellen Gleichmut eines Arztes besitze. Mr. Jennings hatte mir beim Abschied einen eigentümlichen Blick zugeworfen, der mich quälte und nicht mehr losließ. Er hatte meine Fantasie mit so schrecklicher Macht ergriffen, dass ich meine Pläne für den Abend änderte und in die Oper ging, da ich das Gefühl hatte, meine Gedanken in eine andere Richtung lenken zu müssen.

Zwei oder drei Tage lang hörte ich nichts von ihm, dann erreichte mich eine kurze, von seiner Hand geschriebene Nachricht. Sie klang fröhlich und voller Hoffnung. Er teilte mir mit, dass er sich seit kurzer Zeit viel besser fühlte – beinahe genesen, wie er meinte – und deshalb ein kleines Experiment zu wagen beabsichtigte. Er werde etwa einen Monat in seinem Pfarrbezirk verbringen und wolle sehen, ob ein wenig Arbeit ihn vielleicht ganz wiederherstellen könne. In seinen Worten lag ein glühender, frommer Ausdruck von Dankbarkeit für seine Gesundung, wie

er seinen Zustand inzwischen beinahe zu nennen wagte.

Einen oder zwei Tage später begegnete ich Lady Mary, die das wiederholte, was der Brief angekündigt hatte, und mir mitteilte, dass Mr. Jennings sich tatsächlich in Warwickshire befand und seine geistlichen Pflichten in Kenlis wieder aufgenommen hatte. Sie fügte hinzu: »Ich glaube allmählich, dass es ihm tatsächlich wieder gut geht und das Ganze von Anfang an nichts als Nervenschwäche und Einbildung war. Wir alle haben schwache Nerven, aber ich bilde mir ein, dass gegen diese Art von Schwäche nichts so gut hilft wie ein wenig harte Arbeit. Jedenfalls hat er sich dazu entschlossen, genau das zu versuchen. Es würde mich nicht überraschen, wenn er ein ganzes Jahr lang nicht zurückkommt.«

Trotz aller Zuversicht erhielt ich nur zwei Tage später die folgenden Zeilen. Der Briefkopf trug die Adresse seines Hauses in der Nähe von Piccadilly:

»Sehr geehrter Herr, ich bin enttäuscht zurückgekehrt. Sobald ich mich in der Lage sehen sollte, Sie zu empfangen, werde ich Ihnen schreiben und Sie bitten, mich aufzusuchen. Gegenwärtig geht es mir zu schlecht dafür, und ich kann nicht alles sagen, was ich sagen möchte. Bitte reden Sie mit niemandem über mich. Ich bin nicht fähig, jemanden zu treffen. In naher Zukunft werden Sie, wenn es Gott gefällt, wieder von mir hören. Ich beabsichtige, nach Shropshire zu reisen, wo ich Verwandte habe. Gott segne Sie! Mögen wir uns bei meiner Rückkehr unter glücklicheren Umständen treffen, als sie gegenwärtig für mich herrschen.«